

Debatte

Nachforschungen über den deutschen Filz

Von **Philipp Gut**

Die SVP macht die steigende Zahl deutscher Professoren an Schweizer Universitäten zum Thema. Die Gilde der Akademiker reagiert empört und spricht von «Rassismus». Wie steht es wirklich um die angeblichen deutschen Seilschaften?

Der Vorgang ist einmalig. 207 Professoren von Universität und ETH Zürich haben Ende Jahr in der Neuen Zürcher Zeitung ein Inserat geschaltet (und dafür 13 000 Franken aufgewendet). Darin werfen sie der Schweizerischen Volkspartei (SVP) eine «rassistische und fremdenfeindliche Rhetorik, Ideologie und Politik» vor. Grund für den ebenso raren wie rabiaten Vorstoss in die politische Arena ist die jüngste Kampagne der SVP. Die Partei hatte, ihrerseits unzweifelhaft, «immer mehr ausländische Arroganz» beklagt und behauptet: «Deutscher Filz macht sich breit: Denn Deutsche stellen vor allem Deutsche an – an der Uni und in den Spitälern.»

Es war der Satz, der die Professoren aus ihrer geschützten Denkwerkstatt auf die Barrikaden trieb – und der seither heiss diskutiert wird. Es hat sich eine emotional geführte Debatte entwickelt, in der mancher Teilnehmer Übersicht und Augenmass verloren zu haben scheint. Michael Hampe, Professor für Philosophie an der ETH, selber Deutscher und Mitunterzeichner der professoralen Protestnote, machte im Tages-Anzeiger die wählerstärkste Partei des Landes für eine «Dekultivierung von weiten Teilen der Schweiz» verantwortlich und verglich die Kampagne der Volkspartei mit der «Arisierung» im Dritten Reich.

Zur Erinnerung: «Arisierung» war die schönfärberische Bezeichnung des Hitler-Regimes für die Enteignung jüdischen Eigentums, häufig genug eine Vorstufe auf dem Weg zur Ermordung der jüdischen deutschen Bevölkerung in den Gaskammern der Konzentrationslager. Jenseits solcher Nazikeulen und rhetorischer Überhitzungen bleiben die entscheidenden Fragen unbeantwortet: Was ist dran am Filz-Vorwurf? Warum kommen so viele deutsche Professoren in die Schweiz? Wie wirkt sich die akademische Einwanderung auf Lehre und Forschung aus?

Mehr als fünfzig Prozent Ausländer

Dass das Phänomen ein Phänomen ist, belegen, vor aller Wertung, die Zahlen. Der Anteil ausländischer Professoren in der Schweiz ist in der jüngeren Vergangenheit stetig gewachsen. Seit dem Jahr 2005 kommen mehr als fünfzig Prozent der neuangestellten Professoren aus dem Ausland. Gemäss den Prognosen des Bundesamtes für Statistik (BFS) dürfte der Trend anhalten – mit weiteren fulminanten Zuwachsraten des ausländischen Personals ist zu rechnen. Die Statistiker gehen davon aus, dass in den Wirtschaftswissenschaften bis ins Jahr 2018 drei Viertel der Professoren ausländischer Herkunft sein werden (2008 waren es 61 Prozent). Auch in den technischen und den Naturwissenschaften werden bis in acht Jahren gegen zwei Drittel der Lehrkräfte aus dem Ausland kommen.

Fakt ist, zweitens, dass die Deutschen mit Abstand die grösste Gruppe der ausländischen Hochschullehrer vertreten. Rund 600 von ihnen lehren und forschen in der Schweiz, im Landesdurchschnitt macht das etwa ein Viertel aus, in der Deutschschweiz fällt der Anteil je nach Fakultät erheblich höher aus. 2008 ist der Anteil deutscher Professoren an der Universität Zürich von 31 auf 34 Prozent gestiegen – um drei Prozentpunkte in einem einzigen Jahr. An der Philosophisch-historischen Fakultät der Uni Bern stammten Ende 2008 50 Prozent der Professoren aus Deutschland, an anderen Universitäten liegt der Anteil noch höher.

Auf Ebene der Institute, Seminare und Kliniken nimmt die deutsche Dominanz bisweilen beeindruckende Ausmasse an. An der Abteilung für Neuere deutsche Literatur am Deutschen Seminar der Uni Zürich werden drei von fünf Lehrstühlen von Deutschen besetzt, ein weiterer von einem Österreicher und nur einer von einem Schweizer. Ein weiteres Beispiel: Die Universität Basel führt vier Kliniken für Zahnmedizin, drei werden von Deutschen geführt, eine von einem Einheimischen. Von neun vollamtlich angestellten Professoren sind sieben Deutsche, einer ist Finne, einer Schweizer.

Deutscher Filz? Natürlich! Die Zahlen und Tatsachen sind unbestreitbar. Kann man aber auch von einem «deutschen Filz» und deutschen Seilschaften sprechen?

Selbstverständlich. Denn gäbe es keinen deutschen Filz, wären die Deutschen eine leuchtende Ausnahme. Es ist ein offenes Geheimnis, dass das akademische Gewerbe notorisch verfilzt ist. Fast bei jeder Berufung wird – aus dem universitären Milieu selbst – Kritik an Seilschaften und Netzwerken laut. Ohne Rückgriff auf persönliche Beziehungen und wohlgesinnte mächtige Paten verlaufen die meisten akademischen Karrieren im Sand. Jakob Tanner etwa, Ordinarius für Geschichte an der Universität Zürich, der der SVP jetzt ein «völkisches Verständnis von Wissenschaft» unterstellt, kam seinerzeit mit Hilfe kräftiger Unterstützung von Landsleuten auf seinen Lehrstuhl – obwohl sich etliche mindestens ebenso qualifizierte Deutsche dafür beworben hatten.

Ein jüngeres Phänomen ist die Tatsache, dass Deutsche öfter auch in den massgeblichen Berufungskommissionen die Mehrheit stellen. So wurden an der Uni Bern im letzten Jahr die Professuren für Kulturelle Anthropologie der Musik und für Literary Theory neu besetzt. In beiden Kommissionen waren Deutsche in der Mehrheit. Gewählt wurden, in beiden Fällen, Deutsche.

Schaut man noch etwas genauer hin, scheint der Vorwurf filzähnlicher persönlicher Verflechtungen zumindest plausibel zu werden. In der Kommission für die Professur für Literary Theory sass neben der Englischprofessorin Gabriele Rippl gleich auch deren Assistentin. Und in einer anderen Kommission, welche die Besetzung des Lehrstuhls für systematische Religionswissenschaft vorbereitete, nahm neben dem deutschen Islamwissenschaftler Reinhard Schulze auch noch dessen Landsfrau und Lebenspartnerin Karénina Kollmar-Paulenz Einsitz.

Mehr noch: Kollmar-Paulenz ist auch Dekanin der Philosophisch-historischen Fakultät. Sie präsierte die Findungskommission, die einen neuen Vizerektor Forschung zu suchen hatte. Vorgeschlagen wurde – Reinhard Schulze. Mittlerweile scheint der für die Wahl zuständige Regierungsrat Zweifel am Vorschlag der Universität zu haben. Das Geschäft, das eigentlich noch im letzten Jahr hätte über die Bühne gehen sollen, wurde aufgeschoben.

Als weiteres Problem gilt der Nachzug von deutschen Assistenten, wenn deren Professoren in die Schweiz berufen werden. Eine unverdächtige Quelle ist der Berner Regierungsrat, der in seiner Antwort auf eine Interpellation eines EVP-Politikers Mitte Dezember schrieb: «Es ist sicher nicht einfach, allfällige Seilschaften zu erkennen, welche den Nachzug von Ausländerinnen und Ausländern fördern, obwohl geeignete Kandidatinnen und Kandidaten unter den Schweizer Nachwuchskräften vorhanden sind.» Es gelte aber, solche «Fehlentwicklungen zu erkennen und zu korrigieren».

Die Berner Regierung bestätigt indirekt, was die SVP behauptet. Werden ihr die Professoren jetzt auch «Rassismus» vorwerfen?

Das Verdikt zielt an den Realitäten vorbei, einige Differenzierungen scheinen angebracht. Tatsächlich ist kaum einzusehen, was es für einen Unterschied macht, wenn ein deutscher, ein Schweizer oder ein japanischer Professor Physik oder Ingenieurwissenschaften unterrichtet.

Anders stellt sich die Lage in den Phil.-I-Fächern dar, aus inhaltlichen Gründen. Wo es um Schweizer Literatur, Geschichte oder Politik geht, haben Einheimische in vielen Fällen einen andern Zugang als Ausländer (siehe Kasten Seite 11). Ein unfreiwilliges Beispiel ist der eingangs zitierte Michael Hampe mit seiner «Arisierungs»-These: Sie scheint Ausdruck der notorischen Fixierung vieler Deutsche auf die Hitler-Zeit zu sein.

Der Verdacht drängt sich auf, dass die Überzahl deutscher Professoren und deren aufgeregte rhetorische Verteidigung ihrerseits ein Zeichen von Provinzialität sein könnten. Nur zwei Prozent aller in der Schweiz lehrenden Professoren stammen aus Übersee. In sämtlichen Rankings finden sich amerikanische Universitäten um Längen voraus, deutsche schneiden selbst im europäischen Vergleich eher schlecht ab. Wer wirkliche Internationalität anstrebt, mit dem Ziel, die Besten zu rekrutieren, müsste sich vermehrt in anderen Weltgegenden umschaun.

Denn machen wir uns nichts vor: Deutsche Professoren kommen vor allem deshalb in die Schweiz, weil sie hier bessere Bedingungen vorfinden, in erster Linie eine grosszügigere Entlohnung. Auch für ihre deutsche Assistenten ist die Schweiz natürlich attraktiv, anders als für viele Einheimische.

Dem oft beklagten Mangel an akademischem Nachwuchs kann man auch einen positiven Aspekt abgewinnen: Junge Schweizer Hochschulabgänger scheuen sich offensichtlich nicht, sich auch in der privatwirtschaftlichen Dynamik zu bewähren.